

| | |
|---------------------|--|
| Zeitschrift: | Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich |
| Herausgeber: | Antiquarische Gesellschaft in Zürich |
| Band: | 78 (2011) |
| | |
| Artikel: | Mission und Diakonie : die Geschichte der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Zürichs |
| Autor: | Meyer, Helmut / Schneider, Bernhard |
| Kapitel: | 8: Diakonie statt Bekehrungsanspruch : das aktuelle Selbstverständnis der Evangelischen Gesellschaft |
| DOI: | https://doi.org/10.5169/seals-1045699 |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

8. Diakonie statt Bekehrungsanspruch

Das aktuelle Selbstverständnis der Evangelischen Gesellschaft

Die auffälligste Änderung in der Geschichte der Evangelischen Gesellschaft in der Nachkriegszeit ist die Umwandlung der Gesellschaft in eine Stiftung im Jahr 1993. Dies kommt einem Paradigmenwechsel gleich: anstelle der Basis der Mitglieder entscheidet seither der Stiftungsrat über die Verwendung der Mittel. Wie wirkt sich diese Änderung der Rechtsform auf die Arbeit der Evangelischen Gesellschaft aus? Hat sie das Selbstverständnis der Akteure verändert? Grundlage der Darstellung der Entwicklung der Evangelischen Gesellschaft und ihrer Werke in der Nachkriegszeit sind Gespräche mit früheren und heutigen Verantwortungsträgerinnen und -trägern. Im Zentrum des Interesses steht dabei die Veränderung der Begriffe «Diakonie» und «Mission».

Bei der Analyse des modernen Selbstverständnisses der Evangelischen Gesellschaft im Spannungsfeld von Diakonie und Mission stehen die folgenden Fragen im Vordergrund:

- Was versteht die Evangelische Gesellschaft heute unter Missionsarbeit? In welchem Verhältnis steht sie zur Diakonie?
- An welchen Orten findet die Verkündigung statt?
- Welches Verständnis von Jesus prägt die diakonische und missionarische Arbeit?
- Wie grenzen sich die Evangelische Gesellschaft und die aus ihr hervorgegangen Gemeinden gegenseitig voneinander ab?

Die Gespräche mit Exponentinnen und Exponenten der Evangelischen Gesellschaft und ihrer Werke werden, gleichsam als Antithese, ergänzt mit einem Gespräch mit dem Pastor derjenigen Gemeinde, die sich als letzte von der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Zürich losgesagt hat, der FEG Fuhr in Wädenswil.

8.1. «Der Not etwas entgegensetzen»

Hans-Rudolf Rüfenacht, Leiter der Stadtmission von 1987 bis 2002, sieht eine logische funktionale Trennung der Aufgaben der Stiftung und ihrer Werke: «Die Evangelische Gesellschaft hat heute vor allem die Funktion, Geld für die Stadtmission und die Herberge zur Heimat zur Verfügung zu stellen», denn ohne die erforderlichen Mittel liessen sich die diakonischen Aufgaben nur schwer umsetzen: «Die Stiftung besitzt Liegenschaften und setzt deren Erträge für die Diakonie ein, wobei sich die Werke, die sie schafft, tendenziell verselbständigen, sei es die Telefonseelsorge, die Herberge zur Heimat oder die Stadtmission. Ich glaube, dass auch die Landeskirche die Evangelische Gesellschaft als ein Werk wahrnimmt, das diakonische Arbeit ermöglicht.»

«Die Evangelische Gesellschaft hat sich seit ihrer Gründung stark gewandelt, ist aber ihrem Grundauftrag der Diakonie und Evangelisation treu geblieben», hält die heutige Präsidentin der Evangelischen Gesellschaft, Irene Gysel¹ fest. Die Evangelische Gesell-

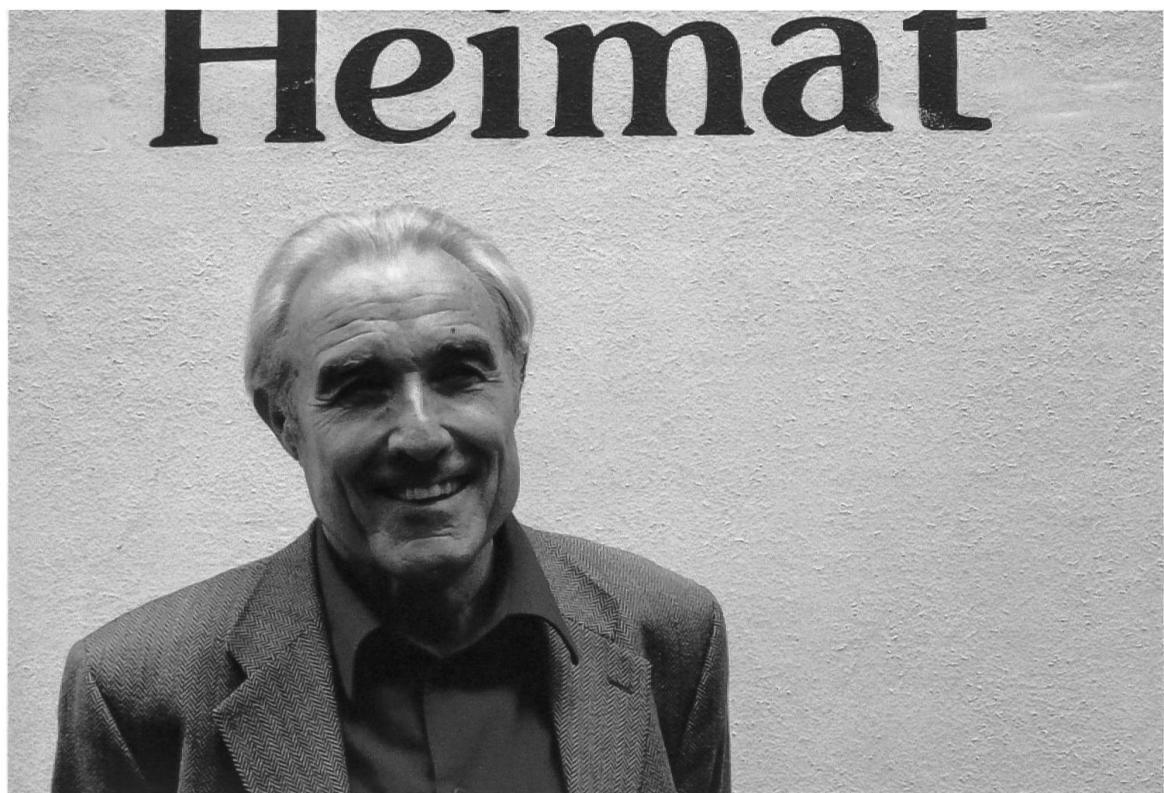
schaft habe immer Pionierarbeit geleistet. Wo sie eine Not wahrgenommen habe, der sie etwas entgegensezten konnte, habe sie es getan. So rief sie 1957 mit der «Dargebotenen Hand»² die erste Telefonseelsorge der Schweiz ins Leben. Wie sehr diese pionierhafte Institution einem Bedürfnis entsprach, zeigte sich in 600 Anrufen bereits in den ersten zweieinhalb Monaten vom 11. Oktober bis zum 31. Dezember 1957. Im Jahr 1981 löste sich die «Dargebotene Hand» von der Evangelischen Gesellschaft und gründete einen selbständigen Verein.³ Heute bietet die «Dargebotene Hand» weiterhin Beratung über die Telefonnummer 143 für eine symbolische Pauschale von 20 Rappen an, zusätzlich per E-Mail und in einem geschützten Chatraum im direkten, individuellen Austausch mit einem Berater oder einer Beraterin.⁴

Heute, fährt Irene Gysel fort, gebe die Evangelische Gesellschaft mit der «Herberge zur Heimat» obdachlosen Männern ein Zuhause. Mit «Isla Victoria» beschreite sie Neu-land in der Unterstützung von Frauen im Sexgewerbe. Die Stadtmision sei generell da für Menschen ohne Perspektive, «und sie wird auch künftig Pionierarbeit leisten, deshalb zählt zu meinen Zielen, den finanziellen Spielraum der Gesellschaft auszuweiten. Mich fasziniert die Grundhaltung der Gesellschaft, die sich nicht geändert hat in ihrer 150-jährigen Geschichte: Bedürfnisse wahrnehmen, und wenn es möglich ist, etwas dafür tun. Diese Tradition versuchen wir gemeinsam weiterzuführen.»

8.2. Empathie als Basis der Diakonie

Der «Christliche Jünglingsverein» Zürichs gründete 1866 die «Herberge zur Heimat» am Augustinerhof 2 in Zürich. 1897 wurde die Herberge, seit 1882 ein Zweigwerk der Evangelischen Gesellschaft, an die Geigergasse 5 verlegt.⁵ Der Name setzt sich zusammen aus «Herberge», weil sie Obdach bietet, und aus «Heimat», wo man sich zu Hause fühlen kann. Dabei wurde, wie der erste Jahresbericht dokumentiert, keineswegs nur lokal gedacht: «Jede Herberge zur Heimat [...] soll den Zweck haben, jedem Wanderer wo immer möglich das Elternhaus zu ersetzen.» Pfarrer Harry Bertschinger formuliert diese Aufgabe so:⁶ «Weil die meisten Wanderburschen kein Geld hatten, landeten sie oft in den übelsten Schnapsbeizen. Um das zu verhindern, wurde die Herberge ursprünglich gegründet.» Auf ihrer Homepage hält die «Herberge zur Heimat» fest: «Während der eigentliche Zweck im Grundsatz bestehen blieb, war die Zusammensetzung der Herbergsgäste stets von den gesellschaftlichen Bedingungen der jeweiligen Zeit geprägt. Je nach politischer, wirtschaftlicher und sozialer Situation beherbergte das Haus vor allem Arbeitslose, einfache Arbeiter, Flüchtlinge, Saisoniers, psychisch Kranke und Menschen mit Suchtproblemen. Das Schwergewicht in der Arbeit lag bedürfnisorientiert im Bereitstellen von Unterkunft und Verpflegung, in der Arbeitsvermittlung, in Betreuung und Seelsorge.» Heute verstehe sich die Herberge nicht mehr als Ersatz für das Elternhaus, sondern «als diakonisches Werk, das sozial randständigen Männern fachlich kompetente Hilfestellung bietet».⁷

Die «Herberge zur Heimat» ist zwar noch immer ein Zweigwerk der Evangelischen Gesellschaft, verfügt aber über eine eigene Rechnung und Bilanz. Obwohl sie sich nach wie vor an «christlichen Grundwerten» orientiert, steht sie Bewohnern aller Konfessionen offen. Das Leitbild der Herberge betont die Empathie als Grundlage ihres



Harry Bertschinger, Präsident der Evangelischen Gesellschaft 1995–2006, am 8. April 2010 vor der «Herberge zur Heimat». (Foto: Bernhard Schneider)

Selbstverständnisses: «Im Zentrum steht das Anliegen, den Bewohnern ein Zuhause zu bieten, wo sie Geborgenheit und Anerkennung finden. Schwerpunkt der individuellen Betreuung der Bewohner ist die Förderung und Erhaltung der Eigenverantwortlichkeit und Selbstständigkeit.» Aufnahme finden Männer ohne eigenes Zuhause. Psychische Erkrankungen oder Suchtprobleme sind kein Ausschlussgrund, solange die Hausordnung respektiert wird. In 36 Einer- und sieben Zweierzimmern bietet die Herberge 50 Pensionären Platz.⁸

Eine Besonderheit der «Herberge zur Heimat» ist der feste Heimarzt, der einen Tag pro Woche im Haus Sprechstunde abhält. Der gegenwärtige Heimarzt, Andreas Roose, übt diese Funktion gerne und mit viel Engagement aus:⁹ «In der Stadt Zürich existieren weitere Häuser mit ähnlichen Bewohnergruppen, so die Wohn- und Arbeitsgemeinschaft SUNEboge,¹⁰ das Männerhaus Reblaube¹¹ in Zürich-Albisrieden, das Caritas-Hospiz¹² oder das Männerhaus der Heilsarmee an der Dienerstrasse, doch wir sind die einzigen mit einem festen Arzt. Auch unsere Pflegeabteilung geniesst einen guten Ruf. Viele unserer Männer leiden unter Schizophrenie oder einer anderen psychischen Krankheit, geniessen in der Herberge aber viel mehr Freiheit und damit Lebensqualität als in einer Klinik. Auch leben viele Alkoholiker bis zu ihrem Tod bei uns. Eine weitere Gruppe sind Männer, die grundsätzlich in ein Altersheim gehörten, dort aber aus dem Rahmen fielen.»

Andreas Roose betont, sein Einsatz für die «Herberge zur Heimat» bringe auch ihm persönlich viel:¹³ «Ich arbeite in einer Einzelpraxis, mit einer Praxisassistentin

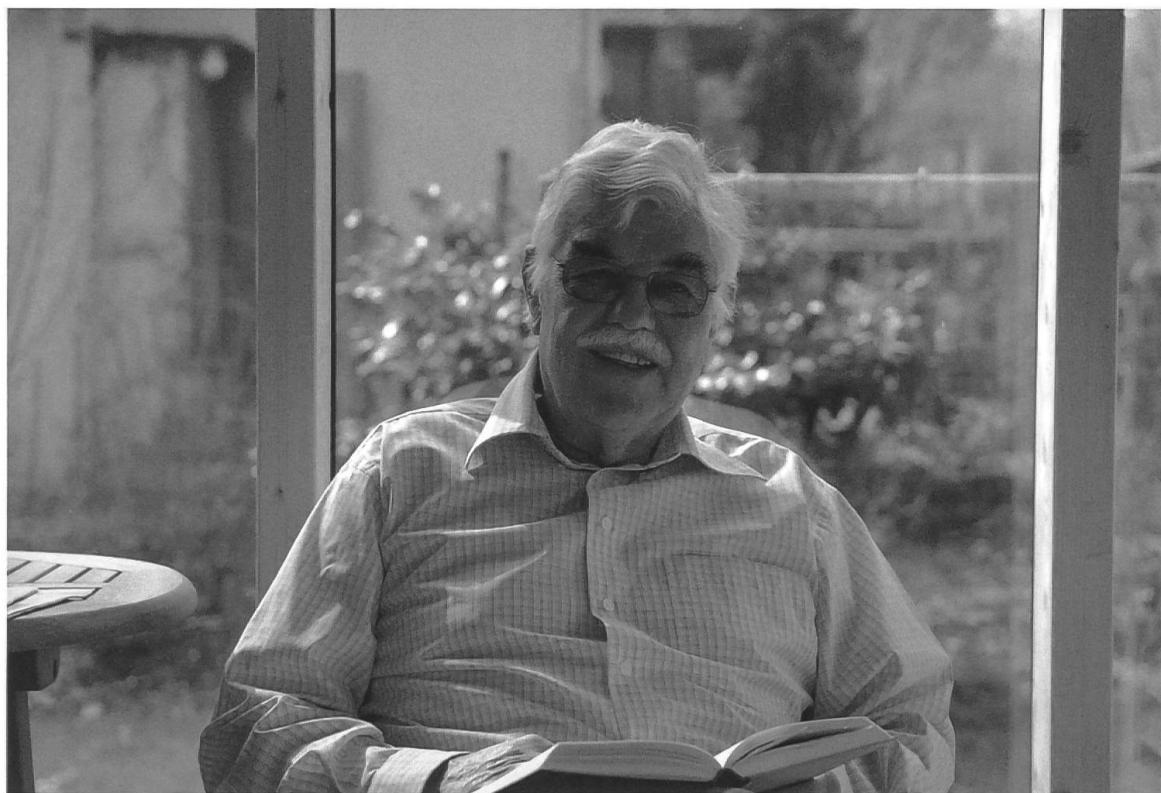
und einem Psychotherapeuten. Wir sind also ein sehr kleines Team. Für mich ist es gut, daneben auch ein Bein in einer Institution zu haben. Ich bin daher auch Heimarzt des Pfrundhauses.¹⁴ Aber das ist natürlich nicht alles: Ich finde diese Männer spannend, ich verstehe mich gut mit ihnen. Es ist einfach Pech, wenn mit Zwanzig Schizophrenie ausbricht und einem diese Krankheit durch das ganze Leben begleitet. Viele dieser Männer sind sehr eigenwillig. Ich staune immer wieder, wie so viele Männer in einem Heim zusammenleben können.» Das Verhältnis zwischen seinen Patienten in der Herberge und ihm sei keineswegs einseitig: «In der Praxis ist es doch so, dass die Patienten den Arzt aufsuchen, mit dem sie sich am besten verstehen.» Die Patienten kennen Rooses Handynummer und können sich zu jeder Tages- und Nachtzeit an ihn wenden.

Mitte der 1980er-Jahre führten Konflikte zwischen der Heimleitung und der Evangelischen Gesellschaft zur Bildung einer besonderen Heimkommission. Dies bewirkte nach und nach eine gewisse Verselbständigung der Herberge, zumindest was die Rechnungsführung betrifft. Dennoch ist die Verbindung zur Gesellschaft geblieben, auch im Rahmen der Vertretung der Heimkommission im Stiftungsrat, die Andreas Roose von 2006 bis 2010 wahrgenommen hat. Für ihn als Heimarzt stellt sich die Frage eines zweiten Hauses: «Wir haben viele Anmeldungen für die Herberge, die wir aus Platzgründen nicht berücksichtigen können. Vor allem besteht ein Bedarf nach medizinisch betreuten Plätzen. Die Nachfrage ist also unbestreitbar vorhanden.»

8.3. Gassenarbeit der ersten Stunde

1967 wechselte der Berner Hans-Rudolf Rüfenacht von der Berliner Stadtmission, bei der er als persönlicher Referent des Direktors, Heinrich Giessen, arbeitete, zur Stadtmission Zürich¹⁵ mit dem Dienstauftrag «Betreuung der gefährdeten männlichen Jugend des Zürcher Niederdorfes». Er war bei der Verlagerung des Schwerpunkts der Ausrichtung der Stadtmission vom Vereinnahmend-Missionarischen zum Diakonischen massgeblich beteiligt: «Unser Auftrag ist es, für Menschen da zu sein, die sich in dieser Stadt am Rande der Gesellschaft bewegen.»¹⁶

Die Zeit, als Hans-Rudolf Rüfenacht nach Zürich kam, war äusserst polarisiert zwischen rebellierenden Jugendlichen und nicht nur dem bürgerlichen Establishment, gegen das sich die Proteste unmittelbar richteten, sondern einem grossen Teil der Gesellschaft überhaupt. Am 14. April 1967 spielten die Rolling Stones im Hallenstadion vor 10'000 begeisterten Fans, welche die Verstärkeranlage weitgehend übertönten und die Sitze der Konzertbestuhlung zu Kleinholz verarbeiteten.¹⁷ Am 24. Oktober 1968 fand die deutsche Premiere des Musicals «Hair» statt, welches ein Lebensgefühl der Hippies ausserhalb des bürgerlichen Familienmodells als Antithese zu Krieg, Gewalt und gesellschaftlichen Hierarchien vermittelte. Im Frühjahr 1969 war der Film «Easy Rider» der offizielle Beitrag der USA zum Filmfestival von Cannes. Die Angst vor den «Rockern» – wer auch immer dazu gezählt wurde – verstärkte das Tötungsdelikt am Altamont Free Concert vom 6. Dezember 1969 massiv, als der 19-jährige Meredith Hunter eine Pistole auf die Bühne richtete, während Mick Jagger «I pray that it's all



Hans-Rudolf Rüfenacht, Leiter der Zürcher Stadtmmission 1967–1974 und 1987–2002, am 9. April 2010 in seinem Wintergarten. (Foto: Bernhard Schneider)

right» sang. Ein Mitglied der Hells Angels, die den Ordnungsdienst wahrnahmen, erstach daraufhin Hunter mit einem Messer; im Mordprozess wurde der Täter wegen Notwehr freigesprochen. Der 1970 erschienene Film «Gimme Shelter» dokumentiert diesen Vorfall.¹⁸ In dieser polarisierten Situation setzte sich die Evangelische Gesellschaft als eine der ersten Organisationen mit den «Rockern» vor Ort auseinander.

Dabei kam Hans-Rudolf Rüfenacht seine Erfahrung aus Berlin entgegen: «Heinrich Giessen forderte uns auf, zu Randgruppen hinzugehen, auch zu den Hippies, die auf den Stufen der Gedächtniskirche sassen und auf die Tritte geschrieben hatten, Jesus sei der erste Hippie gewesen.» Er interpretierte seine Funktion bei der Stadtmmission so: «Ich verstand mich gleichsam als erster Gassenarbeiter in Zürich. Das Problem mit Rockergruppen und Halbstarken akzentuierte sich jeweils Freitagnacht, wenn alle Restaurants um Mitternacht schlossen. Dann wurde beispielsweise beim Central viel Bier getrunken, es gab Schlägereien. Wir hatten damals gleich um die Ecke, am Limmatquai 112, das sogenannte Foyer. Dieses haben wir dann jeweils in der Nacht von Freitag auf Samstag von Mitternacht bis vier Uhr morgens, wenn das Bahnhofbuffet öffnete, als Rockerkaffee angeboten. Wir haben mit den jungen Leuten diskutiert, gejasst, Kaffee getrunken. 1973 ist daraus das Jugendcafé entstanden,¹⁹ das ich vor meinem Wechsel zur Helferei Grossmünster noch aufgebaut habe.» Kurt Scheitlin, einer der Vorgänger Rüfenachts als Leiter der Stadtmmission, habe ihm seine Arbeit mit den «Rockern» erst ermöglicht: «Er hat die Stadtmmission neu aufgebaut, hat sie vom



Weihnachtsfeier im Mitternachtsfoyer 1969: Gutbürgerliches Jassen in provokantem Outfit.
(Quelle: Aus dem Tagebuch der freiwilligen Helferin Beth Jaag-Schenk, Zürich 1969)

Missionarischen zum Diakonischen geführt, hat die Telefonseelsorge entwickelt und die Mitternachtsarbeit im Foyer ermöglicht.» Nach seinem Wechsel von der Stadtmission ins Rektorat des Freien Gymnasiums habe er auch dort einen eigentlichen Paradigmenwechsel vollzogen.

Harry Bertschinger, Präsident der Evangelischen Gesellschaft von 1995 bis 2006, lernte im Jugendcafé als junger Pfarrer eine neue Welt kennen:²⁰ «Hans-Rudolf Rüfenacht fragte mich, ob ich auch gelegentlich in der Freitagnacht ins Foyer komme, das jeweils am Freitag für Rocker geöffnet war, die ja sonst fast nirgends geduldet wurden. Man hatte damals das Gefühl, das sei eine wilde Sache, die leicht aus dem Ruder laufen könnte. Ich begrüsste es, dass die Stadtmission das Gespräch mit den aufmüpfigen Jungen nicht scheute und daher stellte ich mich für deren Vorstand zur Verfügung.» Als charakteristisch für die Stadtmission unter der Leitung von Hans-Rudolf Rüfenacht erachtet Harry Bertschinger die «Nähe zu den Leuten im Niederdorf und auf der Gasse. Nach der Schliessung des Foyers am Limmatquai entstand das Café Yucca, das vor allem randständigen Menschen zur Verfügung steht.»

Heute betreibt die Stadtmission drei Werke: «Isla Victoria», ein Ort für Frauen aus dem Sexgewerbe, «gastroberatungen.zh», Beratung für Angestellte im Gastgewerbe, und das «Café Yucca» als Treffpunkt für Menschen am Rand der Gesellschaft, ergänzt mit «Yucca+», der Passantenhilfe der evangelisch-reformierten Kirchgemeinden. Die Leiterin der Stadtmission, Regula Rother, erklärt, weshalb diese jüngste Dienstleis-



Der «Seilerhof», Sitz der Evangelischen Gesellschaft und des «Cafés Yucca», befindet sich dort, wo die Zielgruppen der diakonischen Arbeit leben. Die Häringstrasse 20 am 3. September 2010. (Foto: Bernhard Schneider)

tung aufgebaut worden ist:²¹ «Die traditionellen Klienten der Passantenhilfe sind jene Leute, die ihr Leben so organisieren, dass sie von Pfarrhaustür zu Pfarrhaustür ziehen und jeweils um ein kleines Handgeld bitten. Zunehmend kommen sogenannte «Wanderarbeiter» aus den neuen EU-Ländern in die Schweiz mit einer Vision, die sich nicht in die Realität umsetzen lässt, in der Hoffnung auf Arbeit. Für sie treffen wir Abklärungen mit den Behörden, ihnen müssen wir aber auch häufig klarmachen, dass sie hier keine Chancen auf eine Arbeitsbewilligung haben, da sie weder über einen Aufenthaltsort noch einen Arbeitsvertrag verfügen.»

Regula Rother beschreibt das heutige Kernanliegen der Stadtmission: «Den Menschen mit Würde begegnen, ihnen ihre Würde geben, egal, wie und woher sie kommen, wer sie sind. Das gilt für die Frauen in der Prostitution, das gilt für die Gäste im Yucca, das gilt für Menschen, die Arbeit im Gastgewerbe suchen. Diese Haltung ist meiner Meinung nach eine tief christliche Haltung, kann aber auch eine tief buddhistische Haltung sein, wahrscheinlich auch eine, die ein Moslem vertreten kann, der keine fundamentalistische Haltung einnimmt. Diese Grundhaltung bestimmt unser Handeln gegenüber unseren Klienten, aber auch den Umgang unter uns Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.»

8.4. «Café Yucca»

Das «Café Yucca» befindet sich mitten in der Stadt Zürich an der Häringstrasse 20 zwischen dem Central und der Zentralbibliothek. Yucca ist der wissenschaftliche Name der Palmlilie. Das Café ist nach dieser Gattung aus der Familie der Spargelgewächse benannt worden.²² Es wurde gegründet als ein «verlässlicher Ort für Menschen – alt oder jung, Mann oder Frau –, die nicht in die umliegenden Trendlokale passen. Manche Gäste sind abhängig von Alkohol oder Drogen, haben Klinikaufenthalte hinter sich, sind einsam oder arbeitslos. Oder sie stehen aus anderen Gründen am Rand der Gesellschaft.»²³

Hans-Rudolf Rüfenacht, unter dessen Leitung das Café gegründet worden ist, betont, dass das Café ein Ort des Gesprächs, nicht der Vereinnahmung sei:²⁴ «Wir sind oft von evangelikalen Gruppen angegriffen worden, wir seien verweltlicht und – gleichzeitig – verkirchlicht. Mich haben diese Vorwürfe nicht beeindruckt. Mir ist es wichtig, dass sich unser Werk als freies Werk im Kreis der Landeskirche bewegt.»

Der heutige «Yucca»-Leiter, Kurt Rentsch, beschreibt seine Gäste: «Die meisten Stammgäste gehen einsam durch das Leben. Viele haben psychische, manche auch Suchtprobleme: Menschen mit gebrochener Lebensgeschichte, IV-Rentner, zunehmend auch AHV-Rentner, Leute mit Migrationshintergrund, teilweise mit festem Wohnsitz, wenige auch mit abgewiesenem Asylgesuch. Einzelne Gäste leben in der «Herberge zur Heimat» und besuchen «ihre» Gaststätte. Die Bewohner der Herberge und unsere Gäste haben also oft einen ähnlichen Hintergrund.» Waren die Gäste in den 1970er-Jahren mehrheitlich Jugendliche, nahmen Menschen mit Suchtproblemen zur Zeit der offenen Drogenszene im Letten und am Platzspitz deutlich zu. «Manchmal sind es auch einfach Leute, die auffallen und anecken. Ihnen geben wir einen Platz, eine Art Zuhause, wir sind für sie eine Oase mitten in der Stadt.» Zum Angebot zählen warme Mahlzeiten und die Möglichkeit, sich ohne Konsumzwang aufzuhalten, Gespräche finden statt, es gibt Unterstützung beim Ausfüllen von Formularen und Gesuchen und Möglichkeiten zum Spielen. Beratung und Seelsorge werden auf Wunsch angeboten. Bis zum 30. April 2010 war Nikotin das einzige zugelassene Suchtmittel, das aufgrund der veränderten Gesetzgebung seither ebenfalls verboten ist.

Was machen Kurt Rentsch und sein Team, wenn jemand mit einem Bier oder einem Joint auftaucht? «Dann machen wir ihn darauf aufmerksam, dass das nicht erlaubt ist und er den Stoff abgeben muss. Wenn er wieder geht, bekommt er ihn zurück, aber hier drinnen gelten unsere Regeln. Wenn das jemand missachtet, gibt es Hausverbot. Das kommt aber selten vor. Zur Zeit der offenen Drogenszene im Letten, aber auch anschliessend, bis vor sechs oder sieben Jahren, als hier um die Ecke noch die städtische Kontakt- und Anlaufstelle für Drogenabhängige war, war es anders. In dieser Zeit mussten wir öfters einschreiten, wenn Kleindeals abgewickelt oder Drogen konsumiert wurden.»

Regula Rother ergänzt: «Die meisten Leute, die zu uns kommen, haben bestenfalls eine Einzimmerwohnung. Im Café Yucca finden sie ihre Wohnstube: Eine Wohnstube, wie wir sie selbst zu Hause haben, mit sozialen Kontakten, die diese Gäste auf ihre eigene Weise pflegen. Das kann heissen, dass einer einen Abend lang mit sich selbst Schach spielt. Manche der Gäste diskutieren über aktuelle Themen so wie an manchen Stammtischen auch. Ein anderer sitzt ganz allein da und tigert in seiner eigenen



Regula Rother (rechts), Leiterin der Stadtmission seit 2008, Lea Boesiger, Anlauf- und Beratungsstelle «Isla Victoria», und Kurt Rentsch, Teamleiter des «Cafés Yucca», am 14. April 2010 auf der Dachzinne des «Seilerhofs» an der Häringstrasse 20, dem Sitz der Evangelischen Gesellschaft. (Foto: Bernhard Schneider)

Welt herum. Hier ist der Ort, wo er toleriert wird mit seiner Art, soziale Kontakte zu knüpfen, auch von den anderen Gästen, von denen er weiss, dass auch sie ihre Macken haben. Allgemein herrscht eine hohe Toleranz anderen gegenüber.» Für die Gäste steht ein Computer zur Verfügung. Wichtig ist der Gebrauch des Computers vor allem für die Wohnungssuche. Einzelne Gäste bringen ihren eigenen Computer mit. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter achten darauf, dass sich die Gäste nicht gegenseitig mit lauter Musik stören. Ganz bewusst wurde der Entscheid gefällt, dass im «Café Yucca» keine Hintergrundmusik läuft und Fernsehen nur für spezielle Anlässe zur Verfügung steht. Eine unscheinbare Dienstleistung, die in der Praxis von grosser Bedeutung ist, sind Schliessfächer, um Ausweise oder Papiere zu deponieren. Auch das vermittelt ein Gefühl von Sicherheit.

Wie interpretiert Kurt Rentsch seinen missionarischen Auftrag? «Die Mission ist, herauszufinden, was der Mensch in diesem Moment gerade braucht. Es gibt Leute, die brauchen Jahre, bis sie mit uns überhaupt ein Wort wechseln. Aber gerade dadurch, dass sie hier in Ruhe gelassen werden und vorher nicht Rechenschaft ablegen müssen, ist dieser Ort zu einer Heimat für sie geworden.»

8.5. «Isla Victoria»

«Wir definieren uns als Migros für Sexarbeiterinnen», sagt Lea Boesiger als Vertreterin der Anlauf- und Beratungsstelle «Isla Victoria» über ihre Arbeit. «Ob die Frauen ihre Steuererklärungen machen wollen oder ob es um Familiennachzug geht, um die Begleitung einer Abtreibung oder Geburt, wir unterstützen da, wo Not ist. Oft sind diese Frauen sehr einsam und haben kaum Freundinnen. In Krisensituationen nehmen sie mit uns Kontakt auf und wir begleiten sie oder suchen nach Lösungen. Wir sind oft mit rechtlichen Fragestellungen konfrontiert, beispielsweise, wenn Frauen Anträge für F- auf B-Ausweise stellen müssen. Wir sind mit Situationen konfrontiert von Frauen, die drei Kinder mit unterschiedlichen Papieren haben. Eines hat den Schweizer Pass, eines hat gar keinen Pass oder ist bei seinem Vater im Pass, und eines hat einen F-Ausweis. Es kann sein, dass die Schweizer Behörden zwei Kindern einer Mutter den Aufenthalt in der Schweiz bewilligen und das dritte zurück nach Brasilien schicken. Das sind Beispiele von Dramen, wie wir sie hier erleben.»

Die Gründe, weshalb Sexarbeiterinnen «Isla Victoria» aufsuchen, können sehr unterschiedlich sein, lassen sich aber mehrheitlich zwei Bereichen zuordnen. «Anlass für den Besuch bei uns sind vor allem Fragen rund um die Aufenthaltsbewilligung und zur Gesundheit. Viele Frauen, die nicht aus dem Schengenraum stammen, heiraten, um hier zu bleiben», erläutert Lea Boesiger, «oft können sie nur zwischen einer Heirat und der Rückkehr ins Heimatland wählen, und weil dort die Verhältnisse fast immer schlecht sind, heiraten sie. Das ist oft sehr erniedrigend, die Aufenthaltsbewilligung durch Heirat liefert viele Frauen schutzlos der Gewalt aus. Sie haben aber keine andere Wahl: vielleicht haben die Eltern Land verkauft, um ihnen die Reise nach Europa zu finanzieren. Eine Investition, die zurückfliessen muss. Ihr Einkommen in Europa hebt sie auf einen höheren Status, als wenn sie zuhause Ärztin studiert hätten. Der Preis, den diese Frauen für ihren Status und die Unterstützung der Familie bezahlen, ist meist sehr hoch: sie müssen die Rolle einer perfekten Schweizerin spielen. Sie sollen ganz rasch christlich, sozial, emanzipiert und demokratisch denken, auch wenn sie aus einem Land stammen, das weder demokratisch noch christlich ist.» Arbeit mit Sexarbeiterinnen lässt sich also nicht von Migrantinnenarbeit trennen, oder, anders ausgedrückt, Sexarbeit von Frauen aus aussereuropäischen Ländern ist eine Migrationsproblematik, für die es keine einfachen Lösungen gibt.

Das Angebot von «Isla Victoria» setzt vertiefte Kenntnisse und Verständnis für den kulturellen Hintergrund der Migrantinnen voraus. Regula Rother betont, dass bezüglich der Gesundheitsprävention und der Informationen über die Rechte und Pflichten am Aufenthaltsort ein erheblicher Bedarf besteht: «Wir laden vor allem Tänzerinnen zu Informationsnachmittagen ein. Eine Krankenschwester orientiert die Frauen anschaulich und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen nicht nur über AIDS, sondern auch über alle anderen sexuell übertragbaren Krankheiten. Die Informationen werden in verschiedene Sprachen übersetzt.» Eingeladen zu diesen Anlässen wird mit Flyern und Mund-zu-Mund-Propaganda. «Der Treffpunkt an der Schöneneggstrasse, der über Mittag auch Essen anbietet, wird vor allem von Frauen besucht, die in den Kreisen 4 und 5 arbeiten. Es ist ein geschützter Ort, wo sich die Frauen ohne den Konkurrenzdruck der Strasse treffen und austauschen können.» Das Angebot wird mit Deutschkursen ergänzt.

Die profunde Kenntnis der Szene, über die Lea Boesiger verfügt, sowie die von Toleranz geprägte, kritische Analyse entspricht dem Profil der Stadtmision, das diese seit den 1960er-Jahren entwickelt hat. Der Blick ist nicht mehr auf die «Missionare», sondern auf ihre Klientinnen und Klienten gerichtet. Diese werden angehört, aus ihrer Herkunftskultur heraus verstanden. Die Erfahrungen aus der praktischen Arbeit fliesen auch in das politische Engagement der Evangelischen Gesellschaft ein. So hat ihre heutige Präsidentin, Irene Gysel, bei der Frauenkonferenz des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) beantragt, auf eine Anerkennung der Prostitution als Beruf hinzuwirken. Dies würde ermöglichen, Versicherungs- und Rechtsfragen klar zu regeln – und je klarer die Regelungen sind, je sicherer die Rechtslage ist, desto schwieriger wird es, Frauen zu missbrauchen.

Lea Bösiger gewichtet in ihrer Arbeit auch gesellschaftspolitische Aspekte: «Die Frage, ob Migrantinnen zur Sexarbeit gezwungen werden oder nicht, ist im Einzelfall oft schwierig zu beantworten. Nicht in jedem Fall steht ein Zuhälter hinter der Frau und zwingt sie, dem Gewerbe nachzugehen. Aber die Medien stürzen sich auf die krassesten Fälle und tragen so zu einer verzerrten Wahrnehmung der Öffentlichkeit bei.» Ob und wann eine Frau eine Anklage wegen Menschenhandel einreicht, hängt von vielen Faktoren ab. Grundsätzlich aber braucht sie Vertrauenspersonen, die sie begleiten und unterstützen. Wenn «Isla Victoria» den Verdacht auf Menschenhandel hat, werden die betroffenen Migrantinnen zur Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration FIZ begleitet.

Die Motivation einer Frau beispielsweise aus Moldawien, in der Schweiz im Sexgeschäft zu arbeiten, erklärt Lea Boesiger so: «In Moldawien beläuft sich der durchschnittliche Monatslohn auf umgerechnet etwa 60 Franken. Damit kann sie sich nur ein sehr bescheidenes Leben leisten. Im Grunde genommen sind die meisten von ihnen Wirtschaftsflüchtlinge.» In dieser Situation sei eine Migration nach Europa sehr verlockend: «Kommt sie als Tänzerin in die Schweiz, wird sie von reichen Männern bewundert. Viele Tänzerinnen bewegen sich so in einer Scheinwelt von Luxus und Beachtung. Sie müssen viel Alkohol trinken und wenn sie, obwohl dies für Tänzerinnen an sich nicht gestattet ist, Freier bedienen, verdienen sie in kurzer Zeit viel mehr Geld als ein Frau im gleichen Alter, die als Verkäuferin arbeitet. Dass sie als Ware behandelt werden, wird verdrängt. Wenn sie für die Branche zu alt sind, brechen sie psychisch oft zusammen, nicht allein wegen der Sexarbeit, sondern weil ihre Scheinwelt zusammengebrochen ist.» Es sei erstaunlich, wie gut die Frauen die Klischees der Freier umsetzen, erläutert Lea Boesiger: «Bei den Freiern haben Frauen aus der ehemaligen Sowjetunion das Image, gescheit zu sein, Afrikanerinnen sind dumm und Brasilianerinnen Nymphomaninnen. Im Sexgewerbe spielen die Frauen diese Rollen erfolgreich, eine Ukrainerin kann mit 22 durchaus behaupten, sie sei Juristin oder Psychologin, und die Männer glauben ihr dies ebenso, wie sie einer gebildeten Afrikanerin die Analphabetin abkaufen. Die Frauen haben gut gelernt, das zu sein und zu tun, was die Männer von ihnen erwarten. Sie verfügen über eine enorme Sozialkompetenz. Das kann unter Umständen überlebensnotwendig sein, denn sie müssen auf den ersten Blick spüren, wenn ein Mann beispielsweise etwas Perverses wünscht.»

Gewalt ist im Milieu immer wieder ein Thema. Lea Bösiger betont aber, dass Gewalt meist in erster Linie ein Beziehungsthema sei. Wo immer Abhängigkeit in Beziehungen

vorkomme, drohe Gewalt. Auch das ist ein Grund, weshalb die Mitarbeiterinnen von «Isla Victoria» den Frauen etwas mehr Macht durch Wissen vermitteln, sie durch «empowerment» und Selbstsicherheit unterstützen. In Zukunft möchte «Isla Victoria» den Migrantinnen gerne Ausstiegsmöglichkeiten eröffnen, müsste dazu aber Arbeitsplätze in anderen Bereichen anbieten können.

8.6. Gastroberatung

Aus der traditionellen Seelsorge im Gastgewerbe heraus hat die Evangelische Gesellschaft die Gastroberatung entwickelt. Sie bietet unentgeltliche Beratung, Unterstützung und Krisenintervention bei beruflichen und privaten Konflikten, bei Mobbing, Burn-out, sexueller Belästigung sowie Alkoholproblemen an, und sie bietet Unterstützung in Fragen des Arbeitsrechts und der Sozialversicherungen, beim Stellenwechsel oder in Fragen von Partnerschaft und Familie.²⁵ Harry Bertschinger erläutert, weshalb diese Dienstleistungen vom damaligen Leiter der Stadtmission ausgebaut worden sind: «Das weitgehend ausländische Personal der Gaststätten wird oft schamlos ausgebeutet. Viele Wirte nützen die schwache rechtliche Situation ihres Personals aus. Hinzu kommt, dass es sehr schwierig ist, ein Zimmer zu finden, eine Arbeitsbewilligung zu erhalten oder sich anderweitig mit Ämtern auseinanderzusetzen, wenn man in der deutschen Sprache wenig bewandert ist.»

«Die Gastroberatung ist eines der Kerngeschäfte der Stadtmission», hält Regula Rother fest, «damit hat nämlich alles angefangen: mit Stadtmissionaren, die in die Gaststätten gingen, um zu predigen. Menschen aus dem Gastgewerbe konnten nämlich nicht zur Kirche gehen, da sie abends so lange arbeiten mussten. Wir machen diese Arbeit heute noch, allerdings suchen wir die Restaurants nicht mehr auf, die veränderte Arbeitswelt lässt dies nicht mehr zu. Dafür haben wir jetzt eine Beratungsstelle für Arbeitslose, hauptsächlich Migrantinnen und Migranten, sowie Leute, die Arbeit suchen. Diese haben Auflagen von der Arbeitsvermittlung, pro zwei Wochen zehn Bewerbungen zu schreiben, sie können aber Deutsch weder lesen noch schreiben. Wir formulieren ihnen die Bewerbungen, um so zumindest Taggeldkürzungen zu vermeiden. Im Moment sind das Tropfen auf einen heißen Stein, denn es gibt kaum offene Stellen in diesem Bereich. Deshalb ist es mein Ziel, ein eigenes Arbeitsprojekt auf die Beine zu stellen, um selbst eine kleine Anzahl Arbeitsplätze anbieten zu können für Leute, die keine Ausbildung haben.»